

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 3

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ligion, die dem blossen Vorhandensein eines hohen moralischen Gewissens entspringt, das dem Universum ins Antlitz schaut. Sie gehört weder irgend einer Rasse, noch irgend einem Lande an. Keine Revolution, kein Fortschritt, keine Entdeckung wird sie zu wandeln vermögen.

(Uebersetzt von A. M. Ernst-Jelmoli)

KLEINE RUNDSCHAU

Physik und Philosophie

Unter dem Titel „Matière et lumière“ hat einer der grössten Physiker unserer Tage, der zugleich einer der besonnensten Denker ist, Louis de Broglie, ein Spross der Herzoge von Broglie, eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die im vergangenen Jahr deutsch erschienen sind. (Licht und Materie, Ergebnisse der neuen Physik, Verlag H. Goverts, Hamburg).

Broglie arbeitet in seinen Aufsätzen alle grossen physikalischen Theorien seit dem Altertum durch; man kann aus ihnen entnehmen „dass das gewaltige Gebäude der zeitgenössischen Physik ein grossartiges und faszinierendes Werk ist.“ Der Leser, sagt Broglie, „wird die ungeheure Zahl experimentell nachgewiesener Fakten bewundern, die von den Physikern in den Laboratorien in subtilster Arbeit erforscht worden sind. Er wird ebenso die wunderbaren und überraschenden Anschauungen bestaunen, die die Theoretiker entwickelt haben, um diese Fakten auszuliegen. Gleichzeitig wird er erfahren, wie sehr sich die Methoden und Gedankengänge der Physiker in den letzten Jahren entwickelt und geläutert haben, und wie fern wir heute dem ein wenig naiven Realismus stehen, dem ein wenig einfältigen Mechanismus, mit dem die Gelehrten früherer Epochen zu arbeiten gewohnt waren. Je mehr wir in die innerste Struktur der Materie eindringen, desto mehr werden wir gewahr, dass die Vorstellungswelt, die sich unserm Verstand durch die Alltagserfahrung aufdrängt und vor allem die Vorstellungen von Raum und Zeit nicht mehr ausreichen, die neuen Welten zu beschreiben, die wir erforschen. Raum und Zeit umhüllen die elementaren Entitäten wie ein Kleid, das nicht für sie gemacht ist. Die Individualität verflüchtigt sich in dem geheimnisvollen Prozess gegenseitiger Einwirkung und gegenseitiger Abhängigkeit, und selbst der Determinismus, der den Physikern vergangener Zeiten so teuer war, gerät ins Wanken. Da aber das grosse Buch des Wissens niemals vollendet sein wird, so warten noch viele neue Ueberraschungen auf uns. Wer kennt, um nur ein Bei-

spiel zu nennen, die Geheimnisse, die sich im Schosse des Atomkerns verbergen, der tausend Milliarden mal kleiner ist als die kleinste Milbe, und der dennoch eine Welt bedeutet?“ Auf die jeweiligen Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit „allgemeine, philosophische Schlüsse“ zu bauen, heisse auf „flüchtigen Boden bauen“, dennoch werden die „philosophischen Lehren in naher oder ferner Zukunft“ durch die Perspektiven, die die neue Physik eröffnete, beeinflusst werden. „Man darf — wenigstens nebenbei — erwähnen, dass ein so hervorragender Physiker wie Bohr der Ansicht ist, dass die «Unbestimmtheiten» und die «komplementären Anschauungen» der Quantenphysik eines Tages zweifellos ihren Platz in den Theorien der Biologie finden werden. Wenn man bedenkt, dass die Genetiker lehren, alle wirkenden Faktoren des Lebens und der Vererbung seien in den Elementen, vielleicht sogar in Bruchteilen von Elementen, enthalten, deren Dimensionen schon fast denen der Atome vergleichbar sind, dann wird man die Meinung Bohrs nicht mehr so überraschend finden. Denn die geheimnisvollen Uebergänge von Leben und Materie müssten sich dann in so kleinen Bereichen abspielen, dass es nötig sein würde, bei ihrer Betrachtung Quantenbegriffe*) einzuführen. Ein näheres Eingehen aber auf solche Fragen wäre ohne Zweifel verfrüht...“

Das Studium des Lichtes half dem modernen Physiker in die Geheimnisse des Aufbaus der Materie einzudringen. Seinen Aufsatz über „Materie und Licht in der modernen Physik“ beginnt Broglie mit dem bezeichnenden Zitat aus des Lucretius naturphilosophischem Poëm de rerum natura: „Wisse also, Körper haben ihre Ebenbilder, wie wir es nennen, eine Art leichter Häutchen, die sich von ihrer Oberfläche lösen und in allen Richtungen die Lüfte durchfliegen. In einem einzigen Augenblick müssen diese Bilder unaussprechliche Räume durchqueren, denn sie sind sehr kleine Elemente und eine Kraft wirkt auf sie, die sie vorantreibt; ferner fliegen sie in so dünnen Wolken, dass es ihnen leicht wird, alles zu durchdringen und gewissermassen durch die Lüfte zu gleiten.“

„Für die Denker des Altertums war es keineswegs ein leichtes Problem zu begreifen, wie das Bild eines Objektes in unserem Auge entstehen kann. Und die Vorstellung, dass jedes Oberflächenelement eines Körpers ein kleines Teilchen ausstrahlt, das eben dieses Element getreu wiedergibt, war sicher eine scharfsinnige Lösung. Dadurch dass diese Teilchen nach einer mehr oder weniger langen Bahn sich unserem Auge wieder vereinigen, werde, so dachte man, dort ein genaues Bild des aussendenden Körpers entstehen... Lucretius hatte wohl erkannt, dass eine solche Theorie den Lichtpartikeln eine «unaussprechliche» Geschwindigkeit zuteilen musste. Die Tiefe dieser Eingebung setzt uns wahrhaft in Erstauen, wenn wir bedenken, dass die ersten präzisen Experimente, die uns

*) Quanten, ein Begriff der modernen Physik, bezeichnet entweder kleinste Energiemengen oder kleinste Mengen Elektrizität.

erlaubt haben, dem Licht die enorme Geschwindigkeit von 300 000 km in der Sekunde zuzuteilen, erst aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts stammen. Die Vorstellung, die Lucretius vom Licht hatte, war jedoch im Grunde nur Teil einer Allgemeinlehre, des Atomismus nämlich, die den Philosophen des Altertums so teuer war. Dieser Lehre zufolge müssen alle Naturerscheinungen sich erklären lassen durch Bewegungen und Einwirkungen unteilbarer Korpuskeln, der Atome — das Wort «Atome» im etymologischen Sinne als das «Ungeteilte» genommen. Sie bilden die Grenze unserer Erkenntnis, über die hinauszudringen der wissenschaftlichen Analyse verwehrt ist, denn: *ananke stenai*, man wird gezwungen stehenzubleiben.“

Mit der Behutsamkeit, um nicht zu sagen Keuschheit des Denkens, die Broglie bei aller Kraft auszeichnet, verweilt er bei dieser philosophischen Erkenntnis der alten Stoa. Aber der in der modernen Erkenntnisphilosophie Geschulte weiss, dass hier in der reinen realistischen Physik der Grenzbegriff des Wissens auftaucht, Kants „Ding an sich“, das man zeitweilig als Wille, als Macht, oder in der Physik als „Elektrizität“, zu entziffern vermeinte. Niemals wird sich der Geist der Forschung damit zufrieden geben, irgendwo stehen bleiben zu müssen, und immer wird er irgendwo zugeben müssen: hierbei muss es vorläufig sein Bewenden haben. Broglies Anliegen ist nicht Erkenntnistheorie sondern Physik, Wesen und Gesetze der Natur, und so fährt er in der Schilderung der genialen antiken Physik fort: „Alle festen, flüssigen oder gasförmigen Körper, so dachten die Alten, müssen aus solchen Atomen bestehen, und selbst das Licht — darin der Materie weniger unähnlich, als eine oberflächliche Analyse glauben machen könnte — muss aus Korpuskeln (Körnchen, kleinsten Körpern) bestehen, die zwar leichter, schneller, feiner sind, sich aber doch, im ganzen genommen, von den anderen Korpuskeln nicht wesentlich unterscheiden.“

Die älteste Zivilisation schon, so glaubt man, hat den Gedanken des Naturgesetzes angesichts der unwandelbaren Bahnen der Gestirne gefasst. Naturgesetz, das heisst „dass sich die Erscheinungen in einer unveränderlichen Ordnung aneinanderknüpfen, und dass, wenn eine Gesamtheit von Bedingungen erfüllt wird, daraus dies und dies Phänomen notwendig folgt.“ In diesem Zusammenhang erinnert Broglie an Chaldäa; seitdem, sagt er, lernte der Mensch „das Universum, das ihn umgibt, besser beobachten, gelang es ihm, in der physikalischen Welt eine wachsende Anzahl immer von neuem bestätigter Gesetze zu unterscheiden. Sein Vertrauen in die Existenz und Unwandelbarkeit der physikalischen Gesetze entwickelte sich immer mehr. Nach und nach glaubten daher fast alle, die sich dem Studium der Naturwissenschaften widmeten, dass die physikalische Welt eine ungeheuere Maschine sei, deren Entwicklung unerbittlich determiniert ist.“ Der grosse Mathematiker und Astronom Pierre Laplace (1749 bis 1827) gab dem Gedanken des Determinismus die berühmte Fassung: „Wenn es möglich wäre, für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte zu kennen, von denen die Natur bewegt

ist und auch die Lage der Wesen zu wissen, aus denen sie besteht, und wessen Geist zudem umfassend genug wäre, diese Erscheinungen einer Analyse zu unterziehen, der könnte die Bewegung der grössten Körper des Universums und die der leichtesten Atome in eine und dieselbe (mathematische) Formel einschliessen. Nichts wäre mehr ungewiss für ihn, und das Zukünftige wie das Vergangene wäre gegenwärtig vor seinen Augen."

„Der Glaube an den Determinismus hat, so sagt Broglie, den Wissenschaftlern in der Praxis grosse Dienste erwiesen; er bewahrte sie vor Trägheit", veranlasste sie neue Tatsachen neu einzuordnen, zudem „enthalte die deterministische Lehre einen Teil der Wahrheit... Dennoch fordert die Idee eines strengen universalen Determinismus zahlreiche Einwände heraus. Lässt sie insbesondere der auf ein Ziel gerichteten Aktivität, die sich doch in der lebendigen Natur offenbart, die Stellung, auf die sie Anspruch hat? Räumt sie dem Geist und seinen Manifestationen gebührenden Anteil ein im Ganzen der wirklichen Welt?" Diese Fragen will Broglie nur erheben, nicht beantworten; anstelle einer Antwort rechtfertigt die Schilderung der Krise des physikalischen Determinismus die Erhebung dieser Fragen. „Auch die jüngsten Theorien, welche die Physiker fast gegen ihren Willen aufstellen mussten, um die experimentellen Tatsachen zu erklären, gehen nicht so weit, den Determinismus aus der Physik vollständig zu eliminieren... Aber die neuen Theorien sehen ihn nicht mehr so streng und universal an, sie setzen ihm Grenzen."

Nach Ansicht der theoretischen Physiker ist „der Zustand des materiellen Universums durch die Verteilung seiner Elemente vollkommen bestimmt, d. h. bestimmt durch eine gewisse äussere Form, eine gewisse Figur, wie man im siebzehnten Jahrhundert gesagt hätte. Die Entwicklung des Universums würde den fortschreitenden Veränderungen dieser äusseren Form entsprechen. Aus diesem Grund schrieb Descartes, als er ein vorläufiges Programm der modernen Wissenschaft aufstellen wollte, dass man sich bemühen müsse, die physikalischen Tatsachen «durch Figuren und Bewegungen» zu erklären... Am vollkommensten entsprechen diesem Ideal die Korpuskeltheorien. Diese Theorien setzen voraus, dass die Materie aus Korpuskeln oder materiellen Punkten gebildet wird, d. h. aus kleinen einfachen und unteilbaren Elementen, die eine so geringe Ausdehnung haben, dass man sie Punkten gleichsetzen kann... Nun stellt sich die Frage nach der Natur dieser Korpuskeln und wieviel verschiedene Gattungen von Korpuskeln man sich vorstellen muss, um die Wirklichkeit zu erklären." „Die Physiker kamen durch das Studium der Quantenphänomene nach langem Herumtasten zu der Annahme, dass es, wenn man die Eigenschaften der Materie erklären will, nicht genügt, sie aus Korpuskeln gebildet anzusehen. Man muss vielmehr mit diesen Korpuskeln Wellen verbinden, deren physikalische Bedeutung überraschend genug ist." An dieser Stelle seiner Ausführungen zollt Broglie den deutschen Physikern Max Planck und Werner Heisenberg grosse Anerkennung. (Letzterer schrieb das Vorwort zur vorliegenden deutschen

Ausgabe des Buches seines französischen Kollegen). Planck hatte als erster gezeigt, dass es in der modernen Physik ein Rätsel zu raten gibt, ein „Kreuzworträtsel der Natur“, wie Broglie sagt, das man mit dem Namen „Plancksche Konstante“ und in den mathematischen Gleichungen mit dem Buchstaben h bezeichnet. Der alten klassischen Atomphysik war die Existenz der Konstante h entgangen, bis die Physiker „anfangen die Struktur der Materie zu studieren, d. h. die Erscheinungen atomaren oder subatomaren Masstabes zu betrachten.“ Das physikalische Experiment nun zeigte „Diskontinuitäten und Dualitäten des Aspektes, die mit allen alten Prinzipien auf keine Weise übereinstimmten“, es erwies, dass sich dieser „nicht in allzueinfache Formen giessen lässt und dass man neue und schmerzliche Anstrengungen machen muss, um zu bestimmen, was vielleicht unbestimmbar ist.“ Experiment und Uebersetzung bestimmten Broglie die neue Lehre der „Wellenmechanik“ zu schaffen, die seinem Namen in der ganzen wissenschaftlichen Welt Ruhm erwarb. „Die grundlegende Idee (dieser Lehre) ist, dass für alle Zweige der Physik, für die Theorie der Materie wie für die Theorie des Lichtes, die Notwendigkeit besteht, gleichzeitig den Korpuskelbegriff und den Wellenbegriff einzuführen. Man muss dabei annehmen, dass jede Korpuskel von einer bestimmten Welle begleitet wird und jede Welle mit der Bewegung einer oder mehrerer Korpuskeln verbunden ist.“ Mit den Worten eines deutschen Physikers ausgedrückt heisst das, dass „die Newtonsche Punktmechanik mit ihrer exakten raumzeitlichen Beschreibung der Bewegung nur mehr für Körper von nicht zu kleiner Ausdehnung gilt, aber jede Bedeutung für die Elementarteile der Materie verliert; auf diese selbst sind nur Wahrscheinlichkeitsaussagen anwendbar.“ (Mises) Die mathematischen Gleichungen für die letzteren nennt man „Unbestimmtheitsrelationen.“ Werner Heisenberg hat diesen Sachverhalt experimentell nachgewiesen. Damit ist der „strenge Determinismus“ zusammengebrochen, ein neues Weltbild nimmt die Vorstellungen der Menschen ein, Broglie drückt das so aus, dass „das kartesianische Ideal der Darstellung der physikalischen Welt «durch Figuren und Bewegungen» im gegenwärtigen Zustand unserer Erkenntnis keine Gültigkeit mehr habe.“ Man wird Broglie zustimmen müssen, wenn er sagt: „Diese Leistungen (der physikalischen Theorie) haben nicht nur die Physik erneuert, sie haben auch der Philosophie einen neuen Ansporn gegeben, indem sie einige der grossen traditionellen Probleme in neuer, unvorhergesehener Form aufstellten, indem sie z. B. die Begriffe Kausalität und Individualität wieder zur Diskussion gestellt haben.“

Die zwanzig Aufsätze und Vorträge, die Broglie in seinem Buch von der Beschaffenheit der Materie und des Lichtes zusammenfasst, offenbaren in ihrer erstaunlichen Geschlossenheit und Einheitlichkeit die geistige Gestalt ihres Urhebers, eines Denkers von „Kraft und Kühnheit“, welche Eigenschaften er selbst der geistigen Arbeit unserer Epoche zuschreibt. Die deutsche Uebersetzung ist hervorragend (der Uebersetzer wird leider nicht genannt), dennoch ist das Buch nicht leicht zu lesen,

aber der Leser, der sich in die Gedankengänge Broglies einarbeitet und für die Schönheit einer geistigen Schau empfänglich ist, ist eines hohen Genusses sicher.

In einer Rede aus dem Jahre 1932 spricht sich Broglie über Zivilisationsprobleme aus; er billigt den Fortschritt der Wissenschaften und der Technik: „Materielle Bedingungen wandeln und komplizieren sich, aber in diesen Wandlungen bietet die Menschheit stets das gleiche (see-lische) Bild, und in dem Festhalten an der Moral dürfen wir einen Beweis dafür sehen, dass die Sehnsucht (nach dem Guten und Schönen) ewig ist.“ Aber er sieht auch die Gefahren: „Wissen ist Macht, aber wenn Macht das Gute ist, so ist Macht auch das Böse. Die Menschheit unserer Tage mit den Zerstörungsmitteln, über die sie verfügt, ist einem Kinde ähnlich, das einen geladenen Revolver in Händen hält und sich nicht der Gefahr bewusst ist, die entsteht, wenn es ihn abdrückt...“ Und dann fordert er von der gebildeten Jugend, dass sie ihr ganzes Leben die „Verehrung bewahren möge für alles, was zur Sphäre des Verstandes, der Aesthetik und der Moral gehört. Ohne diese Verehrung wäre eine Zivilisation, so vollkommen sie auch in ihren materiellen Einzelheiten sein möge, doch nur eine komplizierte Form der Barbarei.“

Paul Schmitt.

Waadtländer Art

Unter der lebendigen Leitung von Philippe Amiguet erscheint zu Montreux in ihrem zweiten Jahrgang eine Monatsschrift: „Le Mois Suisse“, welche mit Erfolg die Strömungen in der westschweizerischen Literatur Politik und Wirtschaft sowie die für den welchen Leser bedeutsamen Erscheinungen des Auslandes zu spiegeln und zu verarbeiten sucht. Um die mannigfaltigen Interessen anzudeuten, welche in diesen bunt gebundenen Oktavheften zur Geltung kommen, seien die wichtigsten Beiträge aus dem Aprilheft 1940 hier kurz angegeben. Charly Clerc veröffentlicht den ersten Akt eines Mysterienspiels vom Verlorenen Sohn, Jean Graven einen Hymnus auf die Rhone, J.-E. Chable eine Probe aus seiner dichterischen Vision der Arbeiten am Gotthardtunnel. Neben diesen Dichtungen stehen feinsinnige Betrachtungen über die Hände des Meisterpianisten Ferruccio Busoni aus der Feder von E.-R. Blanchet und Bruchstücke einer Schilderung des Lebens des Poeten Lamartine von Frédéric Barbey. Zwei Rückblicke auf die französische Entwicklung zwischen 1918 und 1938, einen politischen von Bertrand de Jouvenel und einen dichterischen von Drieu La Rochelle, skizziert Maurice Muret, während der Herausgeber der Zeitschrift anhand unveröffentlichter Billets von Emile de Girardin die Blütezeit des Pariser Blattes „La Presse“ um 1868 heraufbeschwört. Durch Textproben bringt die Zeitschrift ihren Lesern den grossartigen „roman-fleuve“ näher, in welchem Leo Tolstoi die russischen Feldzüge zwischen 1805 und 1820 geschildert hat („Krieg und

Frieden"). Aber „Le Mois Suisse“ wäre keine schweizerische und vor allem keine welsche Zeitschrift, wenn er nicht auch eingehend der Sonderart und dem Eigenleben unserer Kantone Rechnung trüge. Während sich Suzanne Delacoste unter diesem Gesichtswinkel mit dem Geist von Freiburg auseinandersetzt, schreibt Jean Peitrequin, Gemeinderat von Lausanne, eine reizvolle Waadtländer Chronik, welche manchem Deutschschweizer neue Einblicke in die nicht immer leicht verständliche Art der Waadt eröffnen dürfte. Wir möchten dieses Aperçu hier so gut wiedergeben, als es der schwere Fall der deutschen Sprache eben erlaubt:

„Seit mehr als fünfhundert Jahren, so schreibt Peitrequin, leben die Waadtländer im Frieden. Das ist, so scheint mir, eine lange Frist. Und, so sagt man, eine Gefahr. Während ich diese Zeilen niederschreibe, ist mir gänzlich verborgen, ob aus dem politischen Gewölk plötzlich ein Blitzschlag niederfahren und Europa in Flammen tauchen wird. Auch weiss ich nicht im geringsten, ob wir uns in einem solchen Fall als Helden benehmen würden. Immerhin ist es sehr gut möglich, dass die Waadtländer auch dann, nach alter Uebung, ihrer Pflicht mehr als ehrenvoll genügen würden. Ich will mich hier weder als Defaitist noch als Kriegsgurgel aufspielen. Aber die Franzosen, die Engländer, die Bulgaren, die Deutschen, die Spanier und alle anderen Völker des alten Erdteils hatten in der neuesten Geschichte überreichliche Gelegenheit, um sich in den Waffen zu erproben. Uns hat es, Gottlob, an Gelegenheiten gefehlt.

Trotzdem, glaube ich, sind wir weder verweichlicht noch verdorben. Die durchdringende und einschmeichelnde Kraft zur Assimilation ist an unserem Seegestade noch gänzlich unversehrt. Seit einem vollen Jahrhundert jassen wir und trinken wir unsere Dreier unter einer ebenso autoritären wie mildtätigen Landesregierung. Das hindert uns nicht daran, die Deutschschweizer in unserer Mitte in einem solchen Masse aufzusaugen, dass sie in der zweiten Generation oft schon mehr Mühe mit dem Deutschlernen haben als wir selbst. Es hindert uns auch nicht daran: — mögen wir noch so ängstlich, zurückhaltend und vorsichtig sein —, heute stolz, und zwar mit Recht stolz darauf zu sein, dass wir der Schweiz in einem und demselben Jahr einen Bundespräsidenten, den Vorsitzenden eines in drei Sprachen verhandelnden Parlaments und einen Oberbefehlshaber der Armee geschenkt haben...

In der Vorsicht haben wir es wahrlich zu einer hohen Vollendung gebracht. Vor kurzem habe ich unsere waadtländischen Primarschulen inspiziert. Die Antworten, welche man auf seine Fragen am häufigsten erhielt, waren: „So ziemlich!“ und: „Nicht besonders!“. Man konnte fragen: „Hast du Geschichte, Deutsche Sprache, die Mass- und Gewichtskunde, die Rundschrift gern?“ Nach reiflicher Ueberlegung bekam man zur Antwort: „So ziemlich!“ oder: „Nicht besonders!“. In diesen Worten tritt eine wahre Leidenschaft für Nüancen zutage, für Vorsilben, für Vorwörter und für Beiwörter, die, aneinandergefügt, sich korrigieren, ohne sich geradezu aufzuheben. Man sagt bei uns nicht: „Fertig, los!“. Man murmelt vielmehr: „Erst einmal nachsehen und dann anfangen!“. Diese

Nüancen gedeihen unabhängig, ja im Gegensatz zu den Fanatikern der „gepflegten“ Sprache und zu den Wörterbuchweisen.

Im Grossen Rat der Waadt vereinigen nicht etwa die Männer, welche am häufigsten oder am besten reden, die meisten Stimmen und den grössten Einfluss auf sich. Manche, die an den öffentlichen Sitzungen beharrlich schweigen, erwerben langsam ein sicheres Ansehen und — mittelbar — im Laufe der Zeit auch eine greifbare Macht. Wenn die Briten uns Waadtländern treue Freundschaft wahren, so trägt daran gewiss der Eindruck schuld, dass wir, unter anderen Voraussetzungen, gleich ihnen einen ausgesprochenen Sinn für Dauer und Beständigkeit beweisen. Was uns im Vergleich mit den Engländern an Humor abgeht, ersetzen wir durch bedächtige Ironie.

Unsere leidenschaftlichsten Revolutionäre schwärmen gleich den eingefleischtesten Konservativen von der gut gemischten Fondue und prüfen mit Kennermiene den Duft, welcher ihnen aus dem Hals der Weinflasche entgegensteigt. Von Blutbädern lässt sich schwerlich träumen auf einem Boden, wo der grösste aller Aufstände, die Revolte der „Burlapapeys“, als Gewaltakt höherer Ordnung nur einen bedauerlichen und respektlosen Fusstritt in das Gesäss eines abgedankten Aristokraten gezeitigt hat.

Besitzen wir Waadtländer nur gute Eigenschaften? Nicht im geringsten! Die Männer sind nicht besonders galant, und schon nach zwanzig Jahren der Ehe seufzen sie resigniert: „So, das Gröbste wäre jetzt getan!“ Der übertriebene Mangel an Mut zu uns selbst bringt uns in die Abhängigkeit von auswärtigen Parolen. Die paar hervorragenden Künstler, welche eine gütige Vorsehung uns ohne unser Zutun geschenkt hat, setzen sich in der Heimat erst durch, wenn sie in Paris ihre Weihen empfangen haben.

Aus lauter Furcht, uns etwas zu vergeben, lehnen wir alles ab, was nicht unmittelbaren Nutzen zeitigt. Wir spenden nur widerwillig Beifall. Wir empfinden Respekt, wo man uns langweilt. Wir murren wider den Geist. Wir verabscheuen die Vermischung der Arten und Stände. Wer sich ausserhalb des geheiligten Schemas durchsetzen will, muss bei uns schon ein ungewöhnliches Toupet besitzen.

Ich glaube, von allen Völkern der Erde sind wir am meisten für den Frieden geschaffen. Daraus ergibt sich ohne Zweifel unsere ganze Sorge, aber auch unser letztes Daseinsrecht. Die Dichter sterben bei uns sehr früh, kaum dass sie die Zwanzig überschritten haben, und unsere Politiker werden rundlich, sowie sie vierzig Jahre alt sind. Wir stossen alle vierzig Kilometer weit die Nase an unseren Grenzpfählen, und wir wissen von allen unseren grossen Männern, wen sie geheiratet haben. Aber unsere Landschaften sind so weit, so traumumfangen und so sanft bewegt, dass es für ein Entweichen aus der Enge oft genügt, mit der Pfeife im Munde auf den Balkon der Mietwohnung zu treten und zuzuschauen, wie die Nacht langsam heraufsteigt.“

Georg C. L. Schmidt.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland